

## Tagungsbericht

### **13. Ost-westeuropäisches Gedenkstättenreffen Kreisau** **Verschwundene Orte. Rezeption und Erinnerung an Orte totalitärer Gewalt** **25.–28. März 2015**

Von 25. bis 28. März fand das 13. ost-westeuropäische Gedenkstättenreffen in Kreisau/Krzyżowa (Polen) statt. An dem Seminar nahmen 50 Teilnehmer aus Russland, Polen, Rumänien, Litauen, Deutschland, Frankreich, Italien und der Ukraine teil.

Den Eröffnungsvortrag über *Lieux de mémoire* als **Herausforderungen europäischer Erinnerungen** hielt Étienne François. Er unterschied drei Typen von verschwundenen Orten: Erstens, jene Orte die völlig verschwunden sind; Zweitens, Orte der indirekten Erinnerung; Drittens, Orte, die man der Überlieferung nach kannte, ohne dabei für lange Zeit ihren genauen Ort zu kennen (z.B. Troja). Das Verschwinden von Orten ist keine Spezifik des 20. Jahrhunderts, sondern zieht sich mit vielen Beispielen durch die Geschichte wie etwa die Zerstörung von Karthago oder des Tempel Salomos.

Das Interesse für verschwundene Orte und zur Erhaltung alter Orte ist eine Erscheinung des 18./19. Jahrhunderts und eine indirekte Konsequenz der christlich-jüdischen Kultur. Die Entdeckung des Gedächtnisses und der *Lieux de mémoire* ist wiederum ein Phänomen des 20. Jahrhunderts. Étienne François wies auf die Diskrepanz des gegenwärtigen öffentlichen Erinnerungskurses, in der Erinnerung geradezu zur Pflicht erhoben wird, während ein Leben ohne Vergessen – auch der gewaltsamen Einschnitte – nicht möglich wäre. Das Maß für eine gerechte und ausgewogene Erinnerung zu finden, bleibt eine beständige Herausforderung für die europäischen Gesellschaften. Jochen Roose betonte in seinem Kommentar des Eröffnungsvortrages, dass insbesondere Artefakte die Vorstellungen über verschwundene Orte prägen. Wobei kein Ort aus sich selbst spricht, vielmehr bedarf es der emotionalen Aufladung und des historischen Wissen, um einen Erinnerungsort überhaupt entstehen zu lassen. Sie sind bisweilen auch die Initiation, sich mit bestimmten Orten zu beschäftigen.

Das erste Panel widmete sich dem Thema der „**Verschwundenen Erinnerungsorte**“ und der Erinnerung an historische Ereignisse ohne physisch vorhandene Orte. Stanislav Kokoška vom Institut für Zeitgeschichte der Tschechischen Akademie der Wissenschaften präsentierte die Geschichte des Ortes und der Gedenkstätte Lidice. Die Erinnerung an dem Ort hat in der letzten 70 Jahren verschiedene Kodierungen erhalten. Im Jahre 1942 in einem brutalen Racheakt völlig zerstört und wörtlich dem Erdboden gleichgemacht, diente der Ort dem nationalsozialistischen Regime einerseits zur Abschreckung und war andererseits zugleich zum Vergessen verurteilt. Doch das Schicksal des Ortes und der dort einst lebenden Menschen fiel nicht dem Vergessen anheim. Schon im Jahre 1945 wurde ein Denkmal errichtet. Einige Jahre später entstand ein Museum und das Gelände des ehemaligen Dorfes wurde Besuchern zugänglich gemacht. Während der kommunistischen Herrschaft dienten die Verbrechen von Lidice sowohl der antideutschen als auch der antiamerikanischen Propaganda, indem die Taten von Lidice mit den Ereignissen in Korea, Vietnam usw. in Verbindung gebracht wurden. In dieser Zeit wurden Lidice zum Symbol eines Kampfes gegen den amerikanischen Imperialismus stilisiert. Nach 1989 hatte die Gedenkstätte in Lidice ähnlich wie andere Gedenkorte im postkommunistischen Raum finanzielle, erinnerungspolitische und organisatorische Probleme. Erst 2001 wurde mit der Neugestaltung der Gedenkstätte Lidice unter der Ägide des Kulturministeriums der Tschechischen Republik begonnen. Das Museum und das Gelände wurden renoviert bzw. museal erschlossen, neue Ausstellungen sowie ein Bildungs- und Forschungszentrum erstanden. Lidice wurde Teil der offiziellen nationalen Erinnerung und als Ort des nationalen Martyriums wahrgenommen.

Ein ähnliches Schicksal wie Lidice erfuhr das französische Dorf Oradour-sur-Glane, was Richard Jezierski, Direktor des Centre de la mémoire d'Oradour, anschaulich schilderte. Im Jahre 1944 haben Einheiten der Waffen-SS die Bewohner in die örtliche Kirche getrieben, diese in Brand gesetzt und über 600 Menschen ermordet. Nach der Befreiung durch die Alliierten wurde lange überlegt, in welcher Form dieser zerstörte Ort zu erhalten sei. Die Entscheidung, die Ruinen des Dorfes als staatlich finanziertes Denkmal und als Erinnerungsort zu konservieren, war politischer Natur und bediente das nationale Opfernarrativ: Gerade weil der Ort zerstört wurde, musste er erhalten werden. Der Ort sollte sichtbar an die Verbrechen des nationalsozialistischen Regimes erinnern. Da die Ruinen als Erinnerungsort sehr umstritten und nicht eindeutig sind, wurden zudem eine Gedenkstätte und eine Ausstellung geschaffen, die die Ruinen in einem breiteren Kontext zeigen und historisch einordnen. Die Gedenkstätte versucht, aktuelle historische Debatten und Narrative aufzunehmen, auch die Schuldfrage offensiv zu beantworten. Und sie spielt inzwischen eine wichtige politische Rolle in dem Anliegen der Versöhnung – wie nicht zuletzt der offizielle Besuch von Staatspräsident François Hollande und Bundespräsident Joachim Gauck im September 2013 an diesem Gedenkort zeigte.

Tomasz Kranz, Direktor des Staatlichen Museums Majdanek stellte die aktuellen Ausstellungspläne für die Gedenkstätte Sobibór vor. Bei diesem handelte es sich lange um einen Ort der Nicht-Erinnerung. Die Gedenkstätte Sobibór ist zusammen mit der Gedenkstätte in Bełżec Teil der Staatlichen Museum in Majdanek. Im Unterschied zur Gedenkstätte Auschwitz seien diese Gedenkstätten deutlich weniger bekannt und schwächer im polnischen Narrativ über den Zweiten Weltkrieg, über den Holocaust und die Vernichtung verankert als Auschwitz. Im Jahre 1965 sei ein symbolischer Grabhügel aufgeschüttet und mit einer Gedenkstehle sowie dem Motiv der trauernden Mutter mit Kind versehen worden. Kranz benannte zwei zentrale Aufgaben der heutigen Gedenkstätte: Die Suche nach neuen materiellen Spuren der Vergangenheit sowie die Konservierung und Darstellung dieser Spuren, beispielsweise des Aufstands der Häftlinge, aber auch des Vermächtnisse der Überlebenden dieses KZ. Sobibór ist ein Beispiel für einen real noch existierenden Erinnerungsort, der lange Zeit vergessen war – über den buchstäblich Gras gewachsen ist. Erst seit einigen Jahren gibt es historisch fachkundig begleitete Ausgrabungen auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrations- und Vernichtungslagers und die Sicherung vorhandener Relikte wie Gaskammern, Gräber und Fundamente von Gebäuden. Kranz beschrieb, wie auf Basis dieser Ausgrabungen und erhaltener Dokumente gegenwärtig eine moderne Gedenkstätte entsteht. Eine Besonderheit ist, dass es keine zeitgenössischen Fotos oder Pläne dieses Konzentrationslagers mehr gibt. Die Rekonstruktion kann ausschließlich aufgrund der Angaben von Zeitzeugen vorgenommen werden. Aus diesem Grund geht es nicht um die Rekonstruktion dieses Ortes, sondern um eine bewusste Konstruktion einer Gedenkstätte, die anhand von materiellen Überresten und neuer Informationselementen das Wissen über die Gewalt an diesem Ort vermittelt, sowie mit Besuchern in Interaktion tritt. Die Gedenkstätte möchte dadurch einen emotional-kognitiven Prozess den Besuchern bewirken: Sie sollen den Ort nicht nur als passive Betrachter wahrnehmen. Die Gedenkstätte suche ausdrücklich den Austausch mit anderen Gedenkort – und betrachtet Oradour-sur-Glane als Vorbild („Lokomotive“).

Das zweite Panel konzentrierte sich auf das „**Erinnern ohne Zeitzeugen**“. Anna Warda stellte das Projekt Stolpersteine vor. Dabei handelt es sich um würfelförmige Gedenksteine, auf deren Oberseite (Messing, Kantenlänge 96 mm x 96 mm) an Opfer der NS-Zeit erinnert wird. Diese Steine werden vor dem letzten Wohnort eines Menschen plan in den Gehweg eingelassen. Es geht somit um ein Stolpern im übertragenen Sinne. Der erste Stolperstein wurde 1992 vor dem Kölner Rathaus verlegt, inzwischen sind es über 50.000 in 1.300 Städten Europas, damit handelt es sich bei den Stolpersteinen um das größte dezentrale Monument Europas. Initiator und Kopf dieses Projekts ist der Künstler Gunter Demnig. Auslöser des Projekts waren Abwehrreaktionen auf eine Aktion Demnigs, bei der er den Deportationsweg von Sinti und Roma mit einer Farbspur nachvollzogen hatte. Leitprinzipien des Projektes sind: Lokale Initiative – Personen oder Gruppen müssen den

Wunsch äußern und Organisation wie auch Finanzierung der Verlegung übernehmen; individuelles Vorgehen – die Steine werden von Hand geschlagen und von Demnig persönlich verlegt, im bewussten Gegensatz zu massenhafter Verfolgung und Ermordung und schließlich die Einbindung von Angehörigen des Menschen, an den erinnert wird. In diesem Sinne werden die Steine immer auch für Familien verlegt. Obwohl das Projekt schon so lange läuft, gibt es immer noch Anlass zu Diskussion – mitunter wird als problematisch angesehen, dass man die Namen mit Füßen tritt – andererseits muss man innehalten, ja sich verneigen, um den Namen lesen zu können. Die Stolpersteine haben auch in anderen Ländern ähnliche Projekte inspiriert.

Im anschließenden Beitrag stellte Lolita Tomson die Janis Lipke-Gedenkstätte in Riga vor. Janis Lipke war Hafenarbeiter und wohnte nahe dem Hafen von Riga. Während des Zweiten Weltkriegs beobachtete er die Verfolgung lettischer Juden und wurde daraufhin als Lagerarbeiter für die deutsche Luftwaffe tätig. Diese Position hatte er angestrebt, um sich Zugang in das Rigaer Ghetto zu verschaffen. In den folgenden Jahren schmuggelte er Juden aus dem Ghetto und versteckte sie in einem unter einer Hütte bei seinem Haus angelegten Bunker. Als der Platz nicht mehr für weitere Menschen reichte, organisierte er unterstützt von seiner Familie und Freunden weitere Verstecke. Die Verstecke und die Aktivität Lipkes wurden von den Deutschen nie entdeckt. Die Gedenkstätte ist nicht am originalen Ort errichtet – der wird weiter als Garten der Familie Lipke genutzt, aber ganz in der Nähe. Das Gebäude, was für die Gedenkstätte errichtet wurde will keine Kopie der originalen Hütte sein, sondern setzt sich symbolisch mit Janis Lipke und seinen Aktivitäten auseinander. Es sieht aus wie eine auf dem Kopf stehende Arche, Schutz und Überleben symbolisierend. Im Inneren des Gebäudes erwartet den Besucher ein Labyrinth, in dem er einen Eindruck davon bekommen kann, auf wie beengtem Raum, mehrere Stockwerke nach unten reichend, die geretteten Juden lebten. Die Gedenkstätte will weniger die Details der Rettung beschreiben als vielmehr einen Eindruck vermitteln, der alle Sinne ansprechen soll. Viele Letten besuchen den Ort, der aber nicht auf Nationalität von Rettern und Geretteten abstellen möchte, sondern darauf, dass ein Freund Freunde gerettet hat und dass ein einzelner Mensch einen Unterschied machen konnte.

Im dritten und letzten Beitrag dieses Panels stellte Evgeniya Kulakova das Projekt „Letzte Adresse“ vor. Dabei handelt es sich um Metalltafeln (11 cm x 19 cm), die an Opfer von Stalins Terror erinnern. Seit den späten 80er Jahren gab es in der Sowjetunion eine Erinnerung an die Opfer des Terrors, doch bis heute weiß man bei vielen Ermordeten nicht, wo sie ihre letzte Ruhestätte gefunden haben und oft sind die Lager, in denen sie zu Tode kamen, sehr abgelegen. Erinnerungstafeln an einzelne Personen gab es für bestimmte ermordete Personen (Künstler, Dichter) bereits seit den 70er Jahren, wobei diese Tafeln in keiner Weise mitteilen, wie die Menschen, an die erinnert wird, zu Tode kamen. Inspiriert vom Projekt Stolpersteine ist im Dezember 2014 in Moskau „Letzte Adresse“ als Bürgerinitiative gegründet worden. Die Tafeln werden an der letzten selbstgewählten Adresse der Opfer des Terrors angebracht. Dabei sind neben Namen und Beruf regelmäßig vier Daten vermerkt: Geboren, verhaftet, gestorben, rehabilitiert. Die Kosten werden zumeist von Nachbarn und Verwandten getragen. Seit März 2015 werden solche Tafeln auch in St. Petersburg angebracht. Grundlage des Projektes sind die in den letzten 25 Jahren angelegten Erinnerungsbücher, die Tafeln sind eine Fortsetzung der Erinnerungsbücher im öffentlichen Raum. Problematisch ist, dass nach dem russischen Recht nur an Menschen erinnert werden darf, die sich besondere Verdienste erworben haben. Daher werden die Tafeln als Informations- nicht als Gedenktafeln bezeichnet. Sollten sie als illegal eingestuft werden, hätte die Initiative ein Problem. Diese Form der Erinnerung bezieht auch die Menschen ein, die selber am Terror mitgewirkt haben, als Täter benannt werden, später aber selber einer Verhaftungswelle zum Opfer gefallen sind und schließlich irgendwann rehabilitiert wurden.

Im dritten Panel, das dem „**virtuellen Erinnern**“ gewidmet war, stellte Oliver Schweinich das vom Deutschen Historischen Museum, dem Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland und dem Bundesarchiv getragene „Lebendige Museum Online“ kurz LeMO vor. Über die LeMO-

Navigationsseite: <https://www.dhm.de/lemo/> kann man die Suchfunktion oder direkt die gegenwärtig elf Epochen und ihre Unterkapitel ansteuern. Wählt man über den Zeitstrahl das Thema Zweite Weltkrieg, so wird ein Einführungstext aufgerufen. Über den Kapitelüberblick lassen sich die unterschiedlichen Unterkapitel anwählen, in diesem Fall Kriegsverlauf, Völkermord, Innenpolitik, Außenpolitik, Alltagsleben, Kunst und Kultur, Industrie und Wirtschaft sowie Widerstand. Der Kriegsverlauf z.B. versammelt über 100 Texte zum Thema. Über die Rubrik Bestand lassen sich u.a. die im Moment 160 Jahreschroniken, über 5500 Objekte und rund 900 Biografien aufrufen. LeMO umfasst derzeit insgesamt mehr als 8500 Seiten. Der Bereich LeMO Lernen enthält didaktische Materialien, um LeMO im Schulunterricht einsetzen zu können, oder um einen Museumsbesuch vor- oder nachzubereiten. Hier kann z.B. kostenlos eine Anwendung für digitale Whiteboards heruntergeladen werden, die für die Jahrgangsstufen 1-4 entwickelt wurde. LeMO wird monatlich von 700.000 Nutzern besucht, die 3,5 Millionen Seiten abfragen.

Juliane Haubold-Stolle vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge referierte über den Umgang mit den Gräbern von Wehrmachtssoldaten vor allem jenen die in anderen europäischen Ländern liegen. Auf den Kriegsgräberstätten liegen ganz unterschiedliche Personen: Neben Waffen SS-Leuten, Wehrmachtssoldaten unterschiedlicher Couleur und Herkunft – erfahrene Landser, mitunter Kriegsverbrecher, auch viele sehr junge Soldaten, die Hitler nicht gewählt haben und dennoch für das NS-Deutschland gestorben sind. Auch diejenigen, die Opfer der NS-Justiz wurden – Deserteure oder Saboteure, die sich dem Krieg verweigerten und deswegen erschossen wurden. Auf den deutschen Kriegsgräberstätten liegen auch nicht nur Deutsche: In der deutschen Wehrmacht waren über 500.000 Polen, die wenigsten davon freiwillig. Aus einigen anderen besetzten Ländern wurden zudem „Freiwillige“ rekrutiert. Es bleibt eine Diskrepanz bestehen, so Haubold-Stolle: Die Gräber der Wehrmachtssoldaten sind durch Volksbund und Bundesrepublik Deutschland gepflegt, gebaut und erhalten. Auf der anderen Seite sind die toten Opfer der Wehrmacht – Kriegsgegner, Kriegsgefangene, Zivilisten etc. – oft noch nicht geborgen, würdig bestattet, haben ihren Namen nicht zurückbekommen usw., gerade in Osteuropa. Für die historisch-politische Bildung sind die Kriegsgräberstätten eine Herausforderung. In der Differenziertheit, mit der wir die Geschichten der Soldaten ansehen müssen, gerade aber auch in der Deutlichkeit, mit der über die Taten und die Verstrickung und Vollzug von normalen Menschen unmenschlicher Dinge gesprochen werden muss, lässt sich etwas über Menschen in Krieg und Diktatur lernen.

Irina Fliege und Aleksandr Daniel von der Organisation Memorial stellten das virtuelle Gulag-Museum vor. Dieses Museum besteht im Kern aus einer Datenbank, mit deren Hilfe verschiedene Zeugnisse über die Ära des sowjetischen Terrors gesammelt, zusammengefasst und der Öffentlichkeit über eine eigene Internetseite <http://www.gulagmuseum.org/> zugänglich gemacht werden. Diese Zeugnisse sind verstreut in vielen Museen und Sammlungen und beinhalten auch "außermuseale Objekte": Ruinen von Lagern und Strukturen, Denkmäler und Gedenkzeichen. Das Virtuelle Gulag-Museum wurde von der Forschungs- und Informationszentrums "Memorial" in St Petersburg in jahrelanger Recherche, durch viele Reisen und Exkursionen ins Land aufgebaut. Die Datenbank die mit verschiedenen Glossaren versehen ist, kann online recherchiert werden. Sie wird beständig erweitert, wobei die unmittelbaren Informationen und das zur Verfügung-Stellen von Nachlässen einstiger Gulag-Opfern eine wichtige Quelle für Pflege und Ausbau des virtuellen Gulag-Museums darstellen.

Violetta Rezler-Wasielewska, Direktorin der Gedenkstätte Lamsdorf/Lambinowice in Niederschlesien, stellte die Geschichte des Lagers sowie des Erinnerungsortes Lamsdorf/Lambinowice vor und leitete damit das Panel zu „(Um-)Deutungen von Stätten nationalsozialistischer und kommunistischer Gewalt“ ein. Die Gedenkstätte in Lamsdorf hat eine vielschichtige Geschichte – der Ort wurde bereits im 19. Jh. als Kriegsgefangenenlager genutzt. Daher befinden sich in Lamsdorf/Lambinowice die Gräber von Soldaten verschiedener europäischer Nationen aus unterschiedlichen Zeiten: hier sind Franzosen, Italiener, Engländer, Russen, Polen und

Deutsche bestattet. Die Mitarbeiter der Gedenkstätte sehen sich vor die Herausforderung gestellt, die diversen nationalen Narrative zu respektieren und der Toten zu gedenken, ohne die Verbrechen der Vergangenheit zu relativieren. Die Geschichte des Lagers wurde mitunter für politische Zwecke genutzt. Es bestand die Neigung das eigenen Opfernarrativ zu betonen, hingegen jene Perioden zu verschweigen, in denen sie selbst an Verbrechen teilhatten. In den 1980er Jahren beispielsweise wurde in Polen die NS-Zeit und die nationalsozialistischen Verbrechen hervorgehoben, während in Westdeutschland an Lamsdorf/Lambinowice unter dem dominanten Fokus der Geschichte des Arbeitslagers nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges erinnert wurde.

Vera Dubina von der Friedrich Ebert Stiftung in Moskau und Robert Latypov von Memorial Perm sprachen gemeinsam über die aktuelle Situation in der Gedenkstätte „Perm-36“. Die Gedenkstätte wurde als eine zivilgesellschaftliche Initiative von Memorial ins Leben berufen, materielle Artefakte wurden gesammelt und in einer immer wieder erweiterten Ausstellung gezeigt. Perm ist das einzige zum Museum umfunktionierte sowjetische Lager, das bis heute erhalten wurde. Die Arbeit der Initiatoren und Ausstellungsmacher wurden von staatlichen Behörden jahrelang geduldet. Doch im Jahre 2012 verschärfte sich die Situation, als die neue lokale Behörden als Eigentümer des Geländes die Kontrolle über das Gelände der Gedenkstätte übernahm und die Ausstellung veränderte. Den Mitarbeitern von Memorial „Perm-36“ wurde der Zutritt zur Gedenkstätte verweigert. Die einstigen Initiatoren sind besorgt, ob die von ihnen gesammelten Archivbestände, Materialien und Sammlungen vor Ort erhalten werden und zugänglich bleiben. Gegen einzelne Mitglieder der einstigen Museumsbetreiber wird ermittelt, die Ausstellung selbst wurde grundlegend verändert, beispielsweise wurden Informationen über die individuellen Schicksale politischer Gefangener entfernt. Die Gedenkstätte solle nunmehr die technisch-administrative Geschichte des Strafvollzugs seit dem 17. Jh. frei von Opferschilderungen zeigen und sich nicht mehr auf stalinistische Lager konzentrieren. In dieser Situation bitten die Mitglieder von Memorial Perm 36 um mehr internationale Aufmerksamkeit und Solidaritätsaktionen. Die internationale Presse hat in den vergangenen Monaten immer wieder über die drohende Schließung und die Übernahme der Gedenkstätte durch die lokalen Behörden berichtet.

### **Projektpräsentationen:**

Der Fotograf und Dichter Vadim Osipov und Natalia Paegle vom Beauftragten für Fragen der Menschenrechte in der Region Sverdlovsk präsentierten das Projekt „Ein Blick vom Himmel“, das sich der künstlerischen Auseinandersetzung mit Kriegsgräbern widmet. Es handelt sich um Denkmäler der Gefallenen des Zweiten Weltkriegs, die aus einer Höhe von 5m fotografiert werden. Danach werden sie katalogisiert und für weitere lokale Erinnerungsprojekte genutzt. Ein Ziel des Projekts ist, die Rolle des Denkmals in der Öffentlichkeit zu diskutieren.

Anna Caban und Aleksandra Grochowska stellten die Aktivitäten von „Meetingpoint Music Messiaen“ vor. Es handelt sich um eine deutsch-polnische Initiative aus Zgorzelec/Görlitz. Einmal im Jahr findet dort ein Workcamp statt, in dem auf künstlerische Art und Weise an die Geschichte des nationalsozialistischen Kriegsgefangenenlagers Stalag VIII A erinnert wird. Mehr Informationen lassen sich auf <http://wordpress.themusicpoint.net> finden.

Radu Preda und Irina Hasnas Hubbard vom „Institute for the Investigation of Communist Crimes and the Memory of the Romanian Exile“ haben die Gedenkstätte in dem ehemaligen Gefängnis Râmnicu Sărat in Rumänien dargestellt. Râmnicu Sărat ist ein wichtiger Erinnerungsort Rumäniens in dem die bürgerliche intellektuelle Elite des Landes sowie Oppositionelle unter Ceaușescu isoliert gefangen gehalten und auch teilweise umgebracht wurden. <http://memorialulramnicusarat.ro>

Im letzten Panel des Seminars waren die „**Grenzen der Erinnerung**“ das zentrale Thema. Gefragt wurde u.a.: Wie viel und wie lange kann erinnert werden? Vera Dubina, Friedrich Ebert Stiftung Moskau, berichtete über die nationalistischen Tendenzen und die Beschränkungen in der öffentlichen Diskussion in Russland. Die Behandlung historischer Themen

werde von der aktuellen politischen Situation und dem Russland-Ukraine-Konflikt stark beeinflusst. Es gibt viele Themen, die gar nicht diskutiert werden dürfen z.B. die Geschichte der Krim und die Lage der dortigen Bewohner. Ein weiteres Beispiel sind die kommunistischen Verbrechen, die auch von Wissenschaftlern in Russland derzeit kaum thematisiert werden dürfen. Ein neues Gesetz sieht hohe Strafen und bis zu fünf Jahren Haft für das Negieren von Verbrechen vor, die vom Nürnberger Kriegsverbrechertribunal verurteilt worden sind. Damit versucht die Regierung, eventuelle Vergleiche von Kommunismus und Nationalsozialismus zu unterbinden. Das Gesetz eröffnet einen breiten Interpretationsspielraum, so dass in der Konsequenz jeder Kritik an Stalins Kriegspolitik mit einer Strafe bis zu 500.000 Rubel oder fünf Jahren Haft geahndet werden kann.

Andrea Rippetta aus Italien sprach über die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und dessen Vermittlung am Beispiel des Turiner Museums für Widerstand, Deportation, Krieg, Rechte und Freiheiten. Die Dauerausstellung „Torino 1938-1948.“ ist einer gemeinnützigen Organisation zu verdanken, aus städtischen und gesamtstaatlichen Mitteln finanziert und widmet sich dem Kriegsalltag, dem italienischen Widerstand und der deutschen Besatzung sowie dem Wiederaufbau der Demokratie. Sie ist einen Ausgangspunkt für weitere Fragen und Diskussionen über die Geschichte Europas. Das Museum versteht sich als Ort der Ideen statt der Objekte und bietet Raum für die Verbindung von wissenschaftlicher Forschung und musealer Vermittlung. Ein Schwerpunkt des Museums in Turin ist der kontinuierliche Dialog mit der Gesellschaft. Das Museum beschränkt sich nicht nur auf die Kriegszeit, sondern thematisiert Themen wie Menschenrechte und Freiheit und nimmt dadurch ausdrücklich Bezug zur Fragen von aktuellem Interesse. Jede Generation, so Rippetta, stellt ihre eigenen Fragen und entwickelt eigene Anknüpfungspunkte, um sich die Vergangenheit zu erschließen.

Zum Abschluss brachte Ulrich Pfeil, Professor an der Université de Lorraine, den Teilnehmern an der Veranstaltung ein Beispiel für die Erinnerung an Verbrechen aus dem Ersten Weltkrieg näher. Auf den Schlachtfeldern im Norden Frankreichs waren Dörfer rund um Verdun während des Ersten Weltkrieges derart zerstört worden, so dass sie nicht wieder besiedelt wurden. Die Reste dieser Dörfer, die Villages fantômes, existieren bis heute als Symbol für Gewalt und Zerstörung. Diese Kraterlandschaften mit den Ruinen der Bauernhöfe und den Überresten der Schützengräben haben eigens Bürgermeister, die sich um den Erhalt ihrer Gedenkörter kümmern und anlässlich der Jahrestage des Kriegsgeschehens Zeremonien wie Kranzniederlegungen organisieren. Der Staat finanziert die Dörfer mit den Gräbern als Gedenkstätten – einzigartige Beispiele von konstruierten Erinnerungen, die nicht nur an die Vergangenheit erinnern, sondern auch einen nationalen Mythos festigen. Im Rahmen der französischen Narrativs ist seit einigen Jahren auch Platz für die Opfer anderer Nationen, auch wenn den französische Soldaten und Zivilisten nach wie vor viel Raum gegeben wird.